

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 25

Artikel: Der Sohn Johannes [Fortsetzung]
Autor: Känel, Rösy von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645497>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

14. Fortsetzung

Das entsprach nun allerdings nicht ganz der Wahrheit, denn Johannes kostete viel. Sie hatte alle Mühe, für seine Kleider, für die Schulbücher, die Schulausflüge usw. aufzukommen. Denn sie wollte nicht, dass Johannes in all diesen Dingen seinen Klassenkameraden nachstehen müsse. Auch jetzt würde sich wieder ein Ausweg finden lassen – sie hatte schon ihren Plan.

Frau Hanna fand beim Anblick von Christines Lächeln unter Tränen nun selber auch, dass man den Bub nicht unglücklich machen dürfe. Die Matura schliesslich müsse er haben, nachher könne man ja dann weitersehen.

„O ihr Mütter!“ Doktor Haller schlug in gespielter Verzweiflung die Hände über dem Kopf zusammen. „Ihr zieht auf einem Kartoffelplätz Rosen, wenn es sein muss. Gut denn, Frau Christine, schicken Sie mir morgen Ihren Jungen einmal her, ich will den Lateiner noch selber hören.“

Frau Hanna begleitete Christine nachher durch den Garten bis auf die Strasse. „Wie gern würde ich dir finanziell beistehen, wenn ich nur könnte. Aber das Studium unserer Zwillinge frisst alles weg, zudem braucht Heidi bald eine Aussteuer, du weisst es ja. Glaubst du wirklich, Christine, dass du es machen kannst, sonst will ich doch noch mit Arnold reden?“

„Ich danke dir, Hanna, es ist nicht nötig, ich schaffe es schon.“

Die beiden Frauen schauten sich verstehend in die Augen und schieden mit herzlichem Händedruck.

Wieder daheim, führte Christine ihren Plan sofort aus: Sie schrieb an die städtische Schulbehörde und stellte die Anfrage, ob man ihr nicht wöchentlich zweimal oder dreimal die Leitung eines Kochkurses übergeben könne. Sie fügte ihre Zeugnisse und Diplome bei und legte die Gründe ihres Gesuches dar: Der Sohn Johannes wolle später studieren. Dann wartete sie getrost.

Unterdessen verlangte Johannes zwölf Franken für ein Herbarium. Christine wusste nicht, dass sich die meisten Schüler ihre Pflanzen selber zusammensuchten, pressten und auf grosse Bogen klebten, und so nur ein paar Batzen für Papier auszugeben hatten. Johannes aber gedachte seine Pflanzensammlung fix und fertig einem älteren Kameraden abzukaufen und der verlangte zwölf Franken dafür.

Christine gab ihm das Geld – sie sparte es wieder einmal an sich selber ab.

Die Unterredung zwischen Götti und Göttibub verlief ähnlich, wie schon alle andern – hier nicht extra geschilderten – Unterredungen verlaufen waren. Doktor Haller, mit Arbeit überlastet, voller Sorgen wegen der grossen Kosten für das Studium seiner beiden Söhne, stellte ein paar Fragen. Johannes antwortete mit einer begeisterten Schilderung seiner Zukunftspläne, einem Loblied auf die Mutter und der spontan abgegebenen Erklärung, diese Mutter später einmal auf den Händen tragen zu wollen.

Nach einer halben Stunde hatte er wieder einmal gesiegt. Doktor Haller fand, dass man solch ehrlichem Eifer eine Chance geben müsse.

Georg Fehlmann hatte im Stadthaus von Christines Gesuch gehört. Nun wusste er auch, dass das, was sie zu brauchen hatte, nicht langte, um Johannes einmal studieren zu lassen. Vielleicht war jetzt seine Zeit gekommen, wo er ihr sein Herz und seine Hilfe anbieten durfte, denn er trug schwer an dem Wissen, dass die Frau, die er liebte, mit materiellen Sorgen zu kämpfen hatte.

Die Stunde ergab sich ohne sein Zutun, sie war plötzlich da.

Christine sass nach dem Abendessen im Garten und schälte Erbsen aus der Hülle. Johannes war zu einem Lichtbildervortrag gegangen. Georg Fehlmann setzte sich zu Christine auf die Bank: ob er ihr helfen dürfe?

„Das ist nichts für Männerhände“, lachte sie, „dieses Kinderspiel mit den häpfenden Erbsen.“ Und sie drückte

weiter auf die Hülsen, dass sie knallend aufsprangen und die kleinen, hellgrünen Erbsen ihr lustig über die Finger in die Schüssel rollten, die sie im Schosse hielt.

Der Abend war schön und warm und die beiden Menschen sprachen in Ruhe und Harmonie über dies und das, wie sie es schon so oft in all den Jahren getan hatten. Eigentlich waren sie in der Harmonie ihres Denkens und Fühlens schon lange innerlich vereint. Es war auch selbstverständlich, dass sie hier bei einander sassen. Sie hatten sich so sehr aneinander gewöhnt, dass es keiner besonderen Erwähnung oder Überlegung mehr bedurfte.

Darum kamen jetzt die Worte, die Georg Fehlmann Christine zu sagen hatte, leicht und mühelos über seine Lippen:

„Können Sie sich vorstellen, Frau Keller, dass wir einmal nicht mehr so zusammen sitzen und Feierabend halten dürfen?“

Sie schaute auf: „Nein, gewiss nicht, daran habe ich überhaupt noch nie gedacht. Aber...“ sie stockte und fuhr dann mit Angst in der Stimme weiter, „was ist, Herr Fehlmann, warum sprechen Sie plötzlich davon – wollen Sie fort von uns?“

Georg Fehlmann schaute in den friedlichen, stillen Abend hinaus:

„Fort von Ihnen und Johannes – nein! Ich habe nur schon so oft daran gedacht und es gewünscht, dass ich Ihnen mehr sein dürfte. Ich habe Sie herzlich gern, Frau Christine, – neun Jahre schon. Da Sie in all der Zeit nie mit einem jüngeren Manne gekommen sind, so darf ich wohl annehmen, dass dieses Leben zwischen Johannes und mir Sie vollauf befriedigt.“

Ich habe von Ihrem Gesuch an die Schulbehörde gehört. Seit ich weiss, dass Sie sich nach einem Verdienst umsehen müssen, um mit allem zurechtzukom-



men, lässt es mir keine Ruhe mehr. Ich möchte für Sie und Johannes sorgen dürfen. Es würde alles so bleiben zwischen uns, Frau Christine, wie es bisher gewesen ist. Wenn man bald 60 Jahre alt ist, so sieht ein Heiratsantrag anders aus als mit 39 oder mit 49. Sie gäben mir das Recht, vor der Welt Ihr Mann zu sein und Ihnen die Existenzsorgen abzunehmen. Und mir bliebe die Heimat bei einer lieben Frau. Das Wissen, dass immer jemand da ist, der für den Ungeduldeten und sorgt, der ihn trotz seiner rauhen Schale gern hat und ihm, wenn es einmal so weit ist, die Augen zudrückt und ein paar ehrliche Tränen nachweint. Oder – sind diese Ansprüche zu hoch?“

Christine hatte die Schüssel längst auf den Boden gestellt. Still sass sie da, die Hände im Schoß gefaltet. Still wie in Andacht schaute sie darauf nieder. Auf ihren Wangen lag eine leichte Röte – wie zurückgeworfener Strahlenglanz der untergehenden Sonne...

„Sie sind ein guter Mensch“, sagte sie nach langem Schweigen. „Ich schätze Sie wie niemanden sonst. Ich habe Sie gern und es fällt mir schwer, Ihnen das zu gestehen. Ich würde auch mit Freude zu allem Ja sagen, wenn ich wüsste, dass mein Junge damit einverstanden ist. Ohne die Zustimmung von Johannes dürfte und könnte ich mich nicht entschliessen.“

„Das verstehe ich, ich habe es gar nicht anders erwartet. Sprechen Sie mit Ihrem Sohn. Ich erhoffe keine Begeisterung, ich weiss aus eigener Erfahrung, wie kritisch und misstrauisch man mit fünfzehn Jahren ist. Doch darf ich wohl annehmen, dass mich Johannes so weit erfasst haben wird, um mir wenigstens Vertrauen entgegenzubringen.“

Und nun, gute Nacht, Frau Christine, ich mache noch einen Bummel in die Stadt. Mit dem Schlafen hat es Zeit, ich habe doch jetzt so allerhand zu denken.“



Blick von Ober-Steinberg im Lauterbrunnental auf Jungfrau und Rottal-Gletscher

B ERGSOMMER

*Der Gletscher glänzt wie eine weisse Fee,
Vom Mittag hoher Alpen blau umloht;
Von steilen Schultern flimmert Silberschnee,
Ein weisser Prunk, gewirkt vom weissen Tod.*

*Wer solche Märchen schauen darf, begehrt
Kein weitres mehr und sehnt sich nicht zurück:
Denn was du hofftest, ward dir schon gewährt:
Ein Stündlein ohne Wunsch ist Erdenglück.*

Max Geilinger

(aus „Der vergessne Garten“)

Er reichte ihr die Hand. Und wie sie dabei in seine Augen sah, in sein ehrliches, gutes Gesicht, da fühlte sie es bis ins Herz hinein, dass sie sich keinem Menschen besser und rückhaltsloser anvertrauen durfte, als gerade ihm.

Sie brachte ihre Erbsen in die Küche und ging dann ins Wohnzimmer hinein. Dort wartete sie auf ihr Kind...

Ihre Hände hielten Feierabend – ihre Gedanken gingen den langen Weg zurück – zur Sterbestunde ihres Mannes – zur Geburtsstunde ihres Sohnes.

Sie hatte für Johannes getan, was eine Mutter für das Heiligtum ihres Herzens zu tun vermag. Sie hatte ihn vom ersten Tage an auf betenden Händen getragen, hatte ihn mit ihren reinsten und besten Gedanken genährt. Sie hatte nur für ihn gelebt und sich selber dabei vergessen. Sie war gleichsam der hütende Schutz und Schatten seines jungen Lebens, die stumme Anbeterin seiner Jugend, seiner Kraft und Schönheit geworden. Sie hatte triumphiert über jene dunklen Mächte,

die ihren Mann einst so beschwert, und die er dann mit in sein Grab genommen. Sie war der Weg, über den Johannes bis heute gegangen. Damit er weich, voller Sonne und Freude gewesen dieser Weg, hatte sie sich selber dazu gelegt, um jede Härte, jeden stechenden Dorn, jeden spitzen Stein mit dem eigenen Herzen und mit dem eigenen Körper abzufangen.

Und wenn sie heute zu Georg Fehlmanns Antrag Ja sagte, so geschah es wieder für ihr Kind und nur ganz zuletzt und im hintersten Herzenswinkel auch ein wenig für sich selbst, weil sie sich zu Zeiten sehr müde fühlte, müde – und allein. Weil sie sich – wenn auch bisher uneingestanden – danach sehnte, bei einem starken, gütigen, zuverlässigen Manne Halt und Stütze zu finden – daheim zu sein...

„Mutter, du bist noch auf?“

Johannes stand im Zimmer. Seine Augen hatten einen seltsamen Glanz, seine Wangen ein seltsames Rot. Christine sah

Treib

am Fusse
des Seelisberges

Nur wer einen Föhnsturm im Urner-Seebecken schon miterlebte, wird die Bedeutung des alten Fischerhauses „Zur Treib“ richtig einzuschätzen wissen. Seit dem frühen Mittelalter ist die Treib der schützende Hafen der Fischer und Schiffsleute. Das Haus steht schon über 300 Jahre und wurde 1903 gründlich renoviert. Das Haus zur Treib darf als eines der malerischsten und originellsten Holzhäuser der Schweiz angesprochen werden.

vz